



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Reichsschatz für nationale Not

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Reichschatz für nationale Not



Die Hilfsbereitschaft und Opferfähigkeit des deutschen Volkes bei großen elementaren Unglücksfällen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen ist weltbekannt. Unvergessen wird es bleiben, wie beim Untergang von Messina und Reggio das deutsche Volk in der Hilfstätigkeit wetteiferte und in wenigen Monaten sechs Millionen Mark zur Unterstützung der Unglücklichen in Sizilien und Kalabrien aufbrachte. Gleich darauf aber mußte für die Altmark und andere deutsche Landstriche gesammelt werden, die unter Überschwemmungen schwer gelitten hatten. Der Winter 1909/10 hat dann mit unaufhörlichen Stürmen und neuen Überschwemmungen nicht nur im Auslande, sondern auch in Deutschland und namentlich an den deutschen Küsten unabsehbarer Schaden angerichtet. Und jetzt sehen wir das blühende Ahrtal durch verheerende Wolkenbrüche furchtbar heimgesucht. Gleichzeitig beklagen Bayern, die Schweiz und Ungarn verwüstete Ernten, zerstörte Dörfer und verlorene Menschenleben. Auch jetzt wieder setzt die Hilfsarbeit ein, Ausschüsse bilden sich, Aufrufe werden erlassen und die Liebesgaben werden auch zweifellos reichlich fließen.

Dieses periodische Aufflackern der werktätigen öffentlichen Hilfsbereitschaft aus Anlaß verderblicher Naturereignisse ist gewiß ein Beweis für das gute Herz und die Selbstlosigkeit vieler deutscher Männer und Frauen. Es hat aber auch große Schattenseiten und führt zu unverkennbaren Ungerechtigkeiten. Ebenso wie es meist stets dieselben Männer und Frauen sind, die die Hilfsausschüsse bilden und die Aufrufe unterzeichnen, so sind es auch immer ungefähr dieselben Leute, die zu den Sammlungen für die Notleidenden beisteuern. Will es nun das Unglück, daß kurz nacheinander wiederholt Verheerungen durch Wasser, Feuer, Erdbeben, schlagende Wetter usw. sich ereignen, so ist es nur natürlich, daß in diesen opferfähigen und opferbereiten Kreisen bald eine gewisse Erschöpfung eintritt. Während daher z. B. bei Unfällen, die das öffentliche Mitleid durch besonders schreckliche Umstände ungewöhnlich erregen, oft sehr bedeutende Summen für eine verhältnismäßig geringe Zahl von Hilfsbedürftigen aufkommen (Radbod!) oder übergroße Summen ins Ausland fließen (Ischia, Martinique, Aalesund, Messina!), bleiben für andere bald darauf ebenso oder noch mehr durch Naturereignisse Geschädigte in Deutschland selbst weit weniger Mittel aus privater Hilfsbereitschaft verfügbar. Vom Auslande vollends fließen stets nur sehr dürftige Summen nach Deutschland, wenn einmal hier ein größeres Unglück große Hilfsmittel erfordert. *Charity begins at home!* Alle anderen Völker verfahren nach diesem, vielleicht hartherzig klingenden, den eigenen Landsleuten gegenüber aber nur gerechten Grundsatz.

Ist es ferner nicht sehr traurig, daß die von einem elementaren Unglück Betroffenen sich noch freuen müssen, wenn gleichzeitig recht viele Leidensgenossen in dieselbe Notlage geraten? Denn nur dann wird die Öffentlichkeit zu großen

Sammlungen angeregt, und dann haben die Geschädigten auch Aussicht auf Ersatz eines Teiles des Verlustes. Bei minder umfangreichen Unglücksfällen aber, wie sie mindestens jeden Monat irgendwo im Deutschen Reiche vorkommen, wenn z. B. nur ein Duzend Familien durch eine Explosion, ein Eisenbahnunglück, einen Bergwerksunfall den Ernährer verliert, wenn nur einige Dörfer überschwemmt werden oder nur einige Häuser abbrennen, von Lawinen verschüttet werden u. dgl., da bleibt die Erregung des opferfreudigen Mitleids weiterer Kreise aus, denn das ist ja eben etwas Alltägliches. Die Betroffenen selbst aber tragen an dem Unglück doch genau so schwer, als wenn sie noch Hunderte von Leidensgenossen hätten, ja eigentlich noch schwerer, denn ihnen fehlt obendrein der Trost, „socios habuisse malorum.“ Sie empfinden daher die Unzulänglichkeit, die darin liegt, daß den ununterbrochen sich wiederholenden Heimsuchungen gegenüber eine Hilfsstätigkeit nur in vereinzelt Fällen einsetzt.

Endlich ist es ein großer Übelstand dieser Sammlungen von Fall zu Fall, daß stets Wochen und Monate vergehen, bevor die gesammelten Gelder den Bedürftigen ausgehändigt werden können, wenn sie sich nicht gar — wie im Falle Messina — unterwegs zum großen Teile verkrümmeln. Dabei ist aber in solchen Fällen elementarer Verwüstung gerade schnelle Hilfe doppelte Hilfe.

Diese Erwägungen, deren Richtigkeit wohl niemand bestreiten wird, führen ganz von selbst zu dem Vorschlag, an Stelle der einmaligen Sammlungen ad hoc bei jeweiligem Eintritt eines größeren Unglücks lieber Einrichtungen zu treffen, um dauernd aus allen Volksschichten Mittel für einen großen Reichsnotschatz zu sammeln, der von einem ständigen Ausschusse zu verwalten und aus dessen Borräten bei allen größeren Notständen nach festen Grundsätzen sofortige, wirksame Hilfe zu gewähren wäre, aber stets nur an Bewohner des Deutschen Reiches und an Deutsche im Auslande. Der Reichsnotschatz würde nicht nur im Frieden bei Naturereignissen, sondern vermöge seiner ausgebreiteten Organisation im ganzen Lande auch in Kriegszeiten berufen und befähigt sein, die durch den Verlust des Ernährers hervorgerufene Not in Tausenden von Familien zu lindern und unzählige Tränen zu trocknen. Die Schaffung des Reichsnotschatzes gehört zu den von der Menschlichkeit geforderten Vorbereitungen zum Kriege mit Naturgewalten und äußeren Feinden!

Wenn die Idee des Reichsnotschatzes von allen denjenigen Gesellschaftskreisen und Personen, die bisher die Hilfsausschüsse bildeten oder deren Protektorat übernahmen, aufgegriffen, wenn sie von den deutschen Regierungen und Behörden im wohlverstandenen Interesse der gesamten Bevölkerung gefördert und von der — in dieser rein menschlichen Frage vielleicht einmal einigen — Presse aller Parteien nachdrücklich unterstützt würde, dann würde der Reichsnotschatz in überraschend kurzer Zeit seine segensreiche Wirksamkeit entfalten können; er könnte sogar bald eine echt volkstümliche Einrichtung werden.

Denn die bisher regelmäßig mit hohen Beträgen an den Spenden sich freiwillig beteiligenden — zum Teil auch aus allerhand Rücksichten zur Beteiligung

genötigten — Kreise würden sicher noch viel lieber alljährlich eine bestimmte, angemessene Summe zu dem Notschatz zeichnen, wenn dafür die meist unerwartet, oft unbequem kommenden wiederholten Einzelsammlungen wegfielen. Es würde aber auch bald unter den Kaufleuten, Landwirten, Fabrikanten, Offizieren, Beamten usw. gute Sitte werden, sich mit einem Jahresbetrag an den Spenden zu beteiligen; es ist zu erwarten, daß die deutschen Fürsten mit bestem Beispiel vorangehen, daß die Reichs- und Landesregierungen Beihilfen zum Reichsnotschatz in den Etat einstellen, daß größere Firmen, Banken, Aktiengesellschaften usw. einen kleinen Prozentsatz des Reingewinns alljährlich dem Schatz überweisen würden. Erblasser würden den Schatz mit Vermächtnissen bedenken, bei Hochzeiten, Jubiläen und ähnlichen Veranlassungen würden Stiftungen dem Schatz überwiesen, Neujahrsgrüßwünsche, Kranzspenden, Illuminationen usw. durch Gaben für den Schatz abgelöst werden.

Da alle deutschen Landesteile an der zweckmäßigen Verwaltung und der gerechten Verwendung des Reichsnotschatzes dasselbe Interesse haben, so würde der Verwaltungsausschuß des Schatzes aus Vertretern aller Bundesstaaten zusammenzusetzen und in bezug auf seine Geschäftsführung der Beaufsichtigung durch den Bundesrat zu unterstellen sein, der auch die allgemeinen Grundsätze für den Umfang und die Art der Unterstützung Hilfsbedürftiger festzusetzen hätte. Jeder Bundesstaat hätte einen ehrenamtlichen Vertreter in den Verwaltungsausschuß zu entsenden. Daneben müßten in allen Landesteilen Unterausschüsse gebildet werden, die ebenfalls ehrenamtlich zu besetzen wären und Hand in Hand mit den Organen der Selbstverwaltung zu wirken hätten. Als Sammelstellen würden wie bisher bei den Einzelsammlungen gewiß alle Postanstalten, Banken usw. der Sache unentgeltlich dienen.

Der Verwaltungsausschuß hätte u. a. auch ein etwa zweimal monatlich erscheinendes Nachrichtenblatt herauszugeben, in dem über alle Spenden Quittung erteilt und über die Verwendung der Mittel berichtet würde. Dieses Blatt wäre zugleich eine Sammelstelle für alle Nachrichten über größere Unfälle und deren wirtschaftliche Folgen; es würde eine Lücke im Zeitungswesen ausfüllen. Das Blatt müßte auch aus der Erfahrung sich ergebende Vorschläge zur Verhütung und Verringerung der Folgen von Naturereignissen bekannt machen. Aus den Bezugsgeldern und aus dem Anzeigenteil des Blattes erwüchsen weitere Einnahmen für den Schatz.

Aus dem Notschatz könnten auch vorschußweise an Gemeinden Mittel bewilligt werden zu schleunigen Abwehrmaßnahmen gegen drohende Naturereignisse, wenn solche Mittel anderweit nicht schnell genug beschafft werden können.

Jeder Unterausschuß hätte nicht nur Gelder zu sammeln, Schäden festzustellen und Unterstützungen zu verteilen, sondern auch ein Lager von Kleidungsstücken, Betten, Verbandzeug und Vorräten aller Art zu unterhalten, die erfahrungsgemäß bei plötzlich eintretenden Notständen am dringendsten gebraucht werden. Das Lager würde teils durch Ankauf, teils durch Naturalspenden ergänzt.

Um es auch den minderbemittelten Volkskreisen zu erleichtern, sich ohne fühlbare Opfer an dem großen sozialen Hilfswerke zu beteiligen, müßte der Verwaltungsausschuß Notschazmarken etwa zu 2, 5 und 10 Pf. in künstlerischer Ausführung herausgeben. Der Gebrauch dieser Marken würde sich schnell einbürgern, da ihre Verwendung äußerst mannigfach ist. Auf Briefen und Postkarten, auf Einladungen, Verlobungs- Vermählungs- und Geburtsanzeigen, auch auf Tischkarten usw. wäre die Notschazmarke nicht nur ein Schmuck, sondern auch der Beweis, daß man der notleidenden Volksgenossen gedacht hat. Man sage nicht, daß das nichts einbrächte: wenn jeder und jede erwachsene Deutsche in jedem Monat nur eine einzige Marke zu 2 Pf. verwendete, kämen schon über 10 Millionen Mark im Jahre heraus!

Außer der dauernden Anregung durch das Nachrichtenblatt, aus dem ja auch die übrige Presse vieles entnähme und weitergäbe, würden die unausbleiblichen, sich stets wiederholenden großen Unglücksfälle und Verheerungen die Gebefreudigkeit des deutschen Volkes stets von neuem erwecken, so daß man über das dauernde Fortbestehen des Notschazes nicht in Sorge zu sein brauchte. Schon im Hinblick auf seine sehr volkstümliche Bestimmung im Kriegsfall würden viele Spenden dauernd und alljährlich wiederholt fließen.

Außer in der praktisch überaus wertvollen Hilfe, die der Reichsnotschaz zu jeder Stunde sofort und wirksam gewähren kann, liegt seine Bedeutung auch in dem unverkennbaren sozialen Fortschritt, daß große Schäden durch die Selbsthilfe des Volkes, ohne Anrufen des Staates, gemildert würden. Der Reichsnotschaz wäre aber auch eine große Beruhigung für alle Bevölkerungskreise, da diese sich für den Fall plötzlicher Not wenigstens vor den schlimmsten materiellen Folgen der Naturereignisse usw. nach Möglichkeit geschützt wüßten.

Gerade jetzt pocht die Not wieder vernehmlich an viele Türen, wer hilft sie für die Zukunft bannen durch freudiges Eintreten für Schaffung eines Reichsnotschazes?

Hermann Ehrhard, Oberinspektor im Reichspostamt



4) Der Austauschprofessor

Humoreske

Von Wilhelm Poed-Entin

Der Sturm wurde schließlich so stark, daß Miß Alice nicht mehr weiter konnte. Sie war naß von oben bis unten. Noch nasser war Doktor Jerum, denn sein — übrigens noch nicht bezahlter — Paletot war ja kein fohlenlederner Panzer, wie ihn seine Gefährtin trug. Sein Hut hatte sich — man darf den Ausdruck in diesem Falle wohl gebrauchen — verflüchtigt. Doktor Jerum hatte

den Versuch gemacht, ihn festzuhalten, dabei war ihm die Laterne aus der Hand gefallen und den Deich hinuntergetrudelt. So, nun war man ganz hilflos. Sie hatte zwar nicht gebrannt, aber ihre Gegenwart war doch tröstlich gewesen.

Die beiden verschauften eine Weile. Dann ging's weiter. Doktor Jerum mußte seine Freundin ziehen. Schauer auf Schauer peitschte der Regen mit fürchterlicher Wut daher. Bisher war wenigstens der halb aus Sand, halb aus Lehm bestehende Fußweg stellenweise einigermaßen passierbar gewesen. Das hörte nach fünf Minuten auf. Der ganze Deich war eine einzige große „Peit“ — so ist nämlich der landesübliche Ausdruck für „Pfütze“. Bald watete man im Wasser, bald im Schlamm. Es war fürchterlich.

Doktor Jerum fühlte, wie Miß Grantons Kräfte mehr und mehr erlahmten.

„Teure Lady,“ schrie er, „ich fürchte, wir müssen die Waffen strecken. Wir kommen nicht durch.“

„U—u—ufff!“ stöhnte Miß Alice und blieb wieder mal stehen.

„Wir wollen zu Pastor Lehmann gehen und ihn um ein Nachtquartier bitten,“ grölte Jerum.

Miß Granton antwortete nicht. Sie stand einige Augenblicke an Doktor Jerum angelehnt. Ihr Busen wogte von der Erschöpfung auf und ab. Dann sagte sie mit knirschenden Zähnen:

„So, nun kann ich wieder!“

Alle Wetter, dachte Jerum, die ist noch zäher als ihr Automantel.

Weiterer fünfminütlicher Kampf gegen Sturm, Regen, „Peiten“, Schlamm. — Stillstand.

Jetzt ging auch Alices Kopfbedeckung über den Deich. Sie war in Lutnütze gekommen, und die Brillengläser hatten ihr Gesicht wenigstens einigermaßen geschützt. Die hatte sie ein wenig gelüftet, worauf der Sturm nur gelauert zu haben schien. Denn er packte mit fürchterlicher Faust ihr Haar und hätte ihr auch das vom Kopf gerissen, wenn es nicht so gut festgewachsen gewesen wäre. Nun flatterte es wie eine lange Notflagge in die Nacht hinaus.

„A—ouh, Mr. Jerum, mein Köpf, mein Haar. Halten Sie — —“

Miß Granton war ohnmächtig geworden.

Da stand nun Doktor Jerum, seine Walküre im Arm, in Schlamm, Nacht, Sturm, Regen auf dem Alt-poggensteiner Deich und wußte nicht aus noch ein.

Da näherte sich ein plumpe vieredriges Etwas mit zwei feurigen Augen. Ein Wagen. Alle Götter Persiens und Germaniens seien gepriesen!

„Ha—a—allt!“ rief Doktor Jerum, in genau derselben Tonart wie heute morgen Sergeant Bumke. Er hatte das Brüllen auch beim Kommiß gelernt.

Der Wagen stand. Ein Breat. Mit drei illuminierten Bauern im Kasten und einem halbwegs nüchternen Kutscher auf dem Bock.

Ob der Wagen sie mitnehmen wolle. — Ja, wohin denn? — Nach Kruslak. — Nee, dahin führe er nicht. Aber nach'm ‚Spieker‘. (Das war eine große Gastwirtschaft zwei Stunden elbabwärts). Bis nach dem Kruslaker Damm aber

könnten die Herrschaften mitfahren. — Gottlob, ein Lichtblick, dachte Jerum. Denn der Kruslaker Damm war zum größten Teil gepflastert, und, da er rechtwinklig vom Boggenfieler Deich abbog, so würde man den Südwestturm halb im Rücken haben. Dann segelte man ganz von selbst bis zur Kruslaker Post. Und falls man dort kein Fuhrwerk bekam, würde man wenigstens übernachten können.

Miß Alice tat Doktor Jerum und den Insassen des Breaß den Gefallen, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen. Denn sonst hätte man sie mit vereinten Kräften durch den Schlamm in den Wagen tragen müssen. Und wer weiß, ob die Bauern das fertig gekriegt hätten.

Doktor Jerum und Miß Alice hatten die Empfindung, als seien sie statt in ein Breaß in den Himmel gekommen. Die drei Männer betrachteten bei dem Schein einer im Breaß aufgehängten Stallaterne die von Doktor Jerum in eine Ecke gesetzte und dort zusammengesunkene Amerikanerin und meinten, das wär 'ne smucke Deern. Im übrigen benahmen sie sich sehr anständig. Es war 'ne kreisende Bulle „Alter Bergstädter Doppelfimmel“ im Wagen. Sie wurde den beiden verunglückten Wanderern angeboten. Miß Alice trank einen tüchtigen Schluck. Dann noch einen. Aus der Flasche. Und sagte, sich aufrichtend:

„So, nun kann ich weiter gehn.“

Jetzt wurde im Wagen Toilette gemacht. Doktor Jerum zog seinen ellenlangen, Klitschenaffen seidenen Schal vom Leib und band ihn so geschickt und so fest um Miß Grantons Haar und Kopf, daß auch ein Sturm von Stärke 12 ihn nicht wieder losgekriegt hätte. Die Bauern sahen zu. Und der Mond sah durch eine Ritze des Breaßplans auch zu. Der Himmel klärte sich etwas auf und der Sturm ließ ein wenig nach. Im Kutschersitz fand sich eine alte Soldatenmütze, die wurde Doktor Jerum überreicht mit den Worten: zurückzuschicken brauche er sie nicht, sie gehöre einem durchgebrannten Knecht.

„A—ouh! — Mr. Jerum,“ sagte Miß Granton, nachdem sie den Wagen verlassen und in den Kruslaker Damm eingebogen waren, „an diesen ‚Spaziergang‘ auf dem alten Boggenfieler Deich will ich denken mein ganzes Leben. — Wie fühlen Sie?“

„Kreuzfidel!“ war die Antwort.

Doktor Jerum hatte nämlich auch ein gutes Quantum „Alten Bergstädter“ im Leibe und hätte jetzt für Miß Alice gegen Löwen und Drachen kämpfen mögen.

Durch den vorgelagerten Deich und die am Damm liegenden Häuser wurde die Gewalt des Windes gebrochen. Er drückte das Paar sanft vorwärts. Nur in den Kronen der hohen Erlen und Eschen brauste, sauste und sang es. Die Luft war fast frühlingwarm geworden. Der Mond leuchtete, und die Bauernhäuser sahen mit freundlichen Augen zu den beiden nassen Wanderern herüber, als wollten sie sagen: kommt herüber, hier ist eine behagliche Döns, hier brummt der dicke holländische Kachelofen. Hier gibt's Altwierländer Zeug zum Umziehen,

Tea, Kaffee, Grog, Wein, Bier zur Erfrischung. In uns ist's gut sein; seid unsere Gäste!

„Wie behaglich sehen diese Häuser aus,“ sagte Miß Granton zu ihrem Begleiter. „Auch solche Häuser haben wir nicht in Amerika. Und nun müssen Sie mir sagen, Mr. Jerum, warum sind Sie ausgewandert, ich wollte sagen: ausgereisen aus ein solches Land nach Persien?“

„Ausgerissen, meinen Sie? Ja, das bin ich auch mal. Ist aber schon lange her. — Warum ich gerade nach Persien ging. Nun, ich hatte mich schon als Schüler ein wenig mit persischer Sprache und Literatur beschäftigt. Haben Sie von Firdusi gehört? Von Mirza Schaffi und Hafis?“

„O ja, ich habe.“

„Und von Sobeida, der Gemahlin Harun al Raschids? Die soll Täbris, die Handelsmetropole Persiens, begründet haben, und von dort aus hab ich fast ein Jahr lang Persien durchstreift, bald zu Pferd, bald zu Kamel. So persische ‚Tschapars‘, so hartgaloppierende Postgäule müßten Sie mal reiten, vierundzwanzig, ja sechsunddreißig Stunden hintereinander, wie ich's mal bis Teheran gemacht habe, dann würden Sie erkennen, daß es noch unangenehmere Touren gibt, als unsere kleine Irrfahrt von heute auf dem Altpoggensteiner Deich.“

„Schon als Schüler haben Sie Persisch gelernt. Wie kam das?“

„Ich wollte, oder vielmehr ich sollte eigentlich Kaufmann werden. Unser Haus — ich meine das Geschäft meines Vaters — arbeitete nach Persien. So ging ich zu unserm Agenten in Täbris. Aber zum Roosmich hatte ich doch nicht die rechte Lust. Dann studierte ich ein paar Semester und ging wieder ein Jahr auf Reisen, mehr als globe-trotter, wissen Sie. Na, bei der Gelegenheit lernte ich auch Sie kennen.“

Doktor Jerum schwieg, aber Miß Granton drängte weiter:

„Und dann? Sagen Sie, was haben Sie dann gemacht? Ich bin zu neugierig, wie Sie gekommen sind von Persien nach Bergstädt.“

„Dann — studierte ich weiter. Mein Fach war Geographie. Ich wollte mich als Privatdozent aufstellen, wissen Sie, um später . . .“

„Professor zu werden,“ ergänzte Miß Granton, „an eine deutsche Universität. O, Sie wären ein guter, ein sehr guter Professor geworden, und wenn ich in Amerika in meine deutsche Zeitung hätte gelesen Ihren Namen als ein neuer Professor von Geographie, ich wär' gekommen herüber, um zu studieren Geographie bei Ihnen. Warum sind Sie es nicht geworden?“

„Ich — —“ sagte Doktor Jerum, „ich kriegte — hm — auf einmal — Heimweh nach meiner Heimat. Nach Hamburg. Nach meiner eigenen Jugendzeit, wissen Sie. Ich habe so richtige Jungens immer rieftig gern gehabt. Und da dachte ich: wie schön muß es sein, statt ausgewachsener junger Leute — denn die wissen ja doch immer alles besser als man selbst — wie schön muß es sein, kleine Jungen zu immer größeren Jungen zu erziehen — und zu belehren.“

Darum ließ ich meinen Privatdozenten schwimmen. Und ging nach Bergstädt. Und ich muß sagen, wenn ich so vor meiner Sexta sitze —“

„O, Mr. Jerum, wie furchtbar können Sie lügen, dachte Miß Granton, und sagte:

„Aber Mr. Jerum, von die Sexta können Sie niemals werden berühmt. Lieben Sie gar nicht den Ruhm? Ich meine nicht den Ruhm für Größ, sondern den Ruhm für Unsterblichkeit. Wenn ich ein Mann wäre wie Sie, ich setzte mir nicht auf den Stuhl für die Sexta, ich setzte mir auf den Stuhl für die Wissenschaft. Ja, so täte ich. Surely. Und ich bin wirklich unzufrieden mit Ihnen. Ich weiß, bis man ein berühmter Mann wird, muß man haben — wie sagt man? — einen Hinterhalt. Denn man gewinnt nicht viel, außer Ruhm. Aber Sie sind aus ein so großes Geschäftshaus — so erzählten Sie mir vor fünf Jahren — und Sie haben so vielen Geld . . . Nicht wahr, Sie haben ihn doch?“

„Geld wie Heu,“ sagte Doktor Jerum.

„Nun also. Sonst, wenn Sie nicht hätten, Sie könnten heiraten ein deutsches Mädchen wegen Geld . . .“

„Pfui Teibel!“ sagte Jerum. „Damit ich mir dann nachher, wenn wir uns mal zankten, von ihr sagen lassen müßte: Du hast mich ja nur des Geldes wegen genommen.“

„Nun fluchen Sie schon wieder. Und zänken muß man sich nicht mit seiner Frau —“

„Sondern das M — den Mund halten,“ sagte Doktor Jerum, dem die Wendung des Gesprächs schmerzlich und peinlich zugleich war. „Gott sei Dank, in zehn Minuten haben wir die Post.“

„Aul — D—o—o—ohhh!“ schrie Miß Granton plötzlich auf und sank zusammen.

„Was ist?“ rief Jerum erschrocken.

„O, Mr. Jerum. Ich habe mir gestießen. Ich habe gestießen mein Fuß gegen einen Stein, oder Wurzel von ein Baum. D—o—ohh! das tut ganz furchtbar schrecklich weh. O, ich fürchte, ich kann nicht stehn auf und nicht gehen weiter. Fassen Sie mein Hand. Thanks. — Nein — es geht nicht. — Quite impossible.“

„Welch ein Unglückstag,“ sagte Doktor Jerum. „Hoffentlich ist nichts gebrochen.“

„Nein, nicht gebrochen. Bloß — wie nennt man es — verstaucht. Ich werde bleiben hier, Sie müssen holen einen Wagen.“

Da nahm Doktor Jerum, ohne erst lange um Erlaubnis zu fragen, die zusammengebrochene Miß auf den Arm und sagte: „So werde ich Sie bis zur Post tragen.“

„Können Sie das?“ fragte Miß Granton. „O, das ist noch viel, viel besser als Wagen.“

Doktor Jerum konnte es. Er war groß und stark und Miß Granton klein und zierlich. Sie hielt die Arme um seinen Hals geschlungen. Ihr Kopf lehnte an seiner Soldatenmütze, und Jerum dachte unwillkürlich:

's ist eine von den schönsten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben — —

Dummes Zeug! — Er hatte sie ja nicht im Arm, sondern auf den Armen, und Miß Granton war kein Gretchen, sondern eine Amerikanerin.

Beide schwiegen und fühlten, wie ihre Pulse miteinander klopfen.

Plötzlich sagte Miß Granton, indem sie den Druck ihrer Arme über Doktor Jerums Nacken um eine winzige Dynamoeinheit verstärkte: „Mr. Jerum. — ‚Anschmiegsam‘. — Hieß es nicht so?“

„Ja. — — So hieß es. — — Aber, Miß Alice, Sie können einem warm machen.“

„So setzen Sie mich hin. — O, Doktor, ich kann auf einmal wieder stehn. Ganz gut. — Und auch gehn. Ganz gut. — Und da ist die Post. Nun werden wir bekommen einen Wagen, und unsere Expedition ist zu Ende. Sie waren ein guter, ein sehr guter Führer. Nun sollen Sie haben mein Dank. Einen sehr guten Dank, wie ich ihn noch niemals gegeben habe einen anderen, zum Gedächtnis, daß Sie nicht sollen vergessen mir und diesen Tag, wenn ich erst wieder bin in Amerika.“

Und Miß Granton zog den Kopf ihres Ritters zu sich herunter und küßte ihn herzlich auf den Mund.

Das war zu viel für den ehemaligen Persienforscher. Er legte die Arme um Miß Grantons Fohlenledernen und preßte sie an sich, um die Zärtlichkeit zu erwidern. Unwillig bog sie den Kopf zurück. Aber Jerum war stärker. Miß Granton empfing den Kuß mit dreifachem Nachdruck zurück — und beide fühlten durch Fohlenleder, Paletot und Zubehör zwei Sekunden lang ihre Herzen aneinander schlagen.

Dann aber wand Alice sich los und sagte zornig: „O, Mr. Jerum, dieser zweite Kuß war nicht gerecht. Ich bin böse gegen Ihnen und will niemals wieder fahren und gehen mit Ihnen nach Atpoggenfel. Kein amerikanischer gentleman würde tun gegen eine Dame, wie Sie haben getan gegen mir. Ich werde nicht mehr sprechen zu Ihnen heute abend, und ich werde niemals schreiben mehr an Ihnen ein Wort. Und morgen abend werde ich zurückreisen mit steamer nach Amerika.“

Miß Granton hielt ihr Wort.

Man kam bei der Post an. Man bekam einen Wagen. Es war ein offener sogenannter Stuhlwagen, wie man sie auf dem Lande vielfach hat. Den Kutscherplatz rechts auf dem ersten Quersitz kriegte Posthalters Krischan, in die Mitte kam der Kutscher von Schmied Augustins verklossener Droschke zu sitzen, links Miß Grantons Nigger-Groom. Auf dem Rücksiß saßen Miß Alice und

Herr Doktor Jerum. Des Postwirts Fuchsstute wurde vorgespannt, und dann ging's heidi! rattattatah! nach Bergstädt.

Miß Alice sprach unterwegs kein Wort.

Die Unterhaltung wurde ausschließlich von den Droschkenkutschern bestritten, die sich in der Zwischenzeit bei des Postwirts Getränken mächtig angefreundet hatten.

Als man in Bergstädt eintraf, leerten sich gerade die Kneipen. Oberpostsekretär Krause mit Frau und Tochter Mali, Professor Graunzer, Deichinspektor Lühmann, Mühlenbesitzer Klossut, sämtlich mit Gattinnen, verabschiedeten sich gerade vor dem Tor von ‚Stadt Hamburg‘, um nach Hause zu gehen — da kam des Krukslaser Postwirts Stuhlwagen daher.

Auf dem Vorderitz der Automobilneger von heute morgen! Auf dem Rückitz Doktor Jerum mit einer alten Soldatenmütze auf dem Kopf, neben ihm die durch einen Schal dick verummte unbekannte Dame!

Hm, hm, hm, hm! Ei, ei, ei, ei!

So ähnlich dachte auch Doktor Jerums Direktor, der vom Bahnhof kam, und Polizeisergeant Bumke, der auf der Bahnhofstraße Patrouille ging.

Hm, hm! — Ei, ei! — Hm, hm!

Am Bahnhof verabschiedete sich Miß Granton mit einigen konventionellen Worten von Doktor Jerum, verabsolgte ihm seinen Schal, befahl ihrem Jim, sofort das Aut für Hamburg anzuhetzen, — und begab sich ins Bahnhofshotel.

Da stand nun Doktor Jerum, naß und halb erfroren, vorm Bahnhofshotel und dachte über seine Erlebnisse nach. Er wollte zuerst nach Hause gehen, ging dann aber lieber nach ‚Stadt Hamburg‘. Hier war's, wie er's sich gedacht hatte, ziemlich leer. Nur seine Freunde, Assessor Weihnitz, Buchhändler Regenschwert und Dr. Ing. Biola, waren noch da und stritten sich — selbstverständlich — über Zeppeln.

„Donnerwetter — Jerum!“ rief der Assessor.

„Und in Uniform“, fügte Doktor Biola hinzu. (Doktor Jerum hatte nämlich nicht an seine Soldatenmütze gedacht.)

„Nu vertellen S' man mal, oll Fründ“, sagte Buchhändler Regenschwert.

„Mit Ihnen, das ist ja — das ist ja — der reine Roman.“

„Leihbibliotheksroman,“ lachte der Assessor, „was für Sie, Regenschwert.“ Regenschwert hatte nämlich auch eine Leihbibliothek.

Jerum erzählte aber nicht sehr viel. Er trank nur so viel Grog, als sein durchfeuchteter Zustand erforderte, und ging dann nach Hause.

* * *

Den Sonnabend darauf — er hatte sich inzwischen bei seinem Direktor und anderen Leuten einigermaßen befriedigend herausgelogen — saß Doktor Jerum, etwa um die achte Abendstunde, wieder mit seinen Kumpanen beim Dämmerchoppen.

Den Göttinger Trethbrief hatte er zu den Akten gelegt (in Gedanken wenigstens, denn trotz allen Suchens hatte er ihn nicht wiederfinden können). Miß Alice Granton währte er längst auf der Fahrt nach Amerika und heuchelte seinen Gefühlen ihr gegenüber Gleichgültigkeit, obwohl der vergangene Sonntag und ihre Küsse wie ein süß-schmerzliches Feuer in seiner Seele fortbrannten.

Da kam der Postbote, brachte einige Briefe für ‚Stadt Hamburg‘ und drückte auch Doktor Jerum zwei für ihn bestimmte Briefe in die Hand.

Der eine kam aus Göttingen und enthielt eine in den überschwenglichsten Dankestönen abgefaßte Quittung des Trethphilisters über neunhundertfund-soviel Gm.

Der andere kam aus Hamburg, datiert vom Hotel ‚Hamburger Hof‘, und lautete:

„Lieber Doktor,

mein Fuß wurde schon Montag so schlimm, daß ich nicht konnte abreisen. Dazu kam ein Schnupfen-Fieber. So habe ich gehüten vier Tage den Bett und zwei Tage das Divan, und meine Gedanken haben mir geholfen dabei.

Ich muß Ihnen machen ein confession. Solange ich war zu Bett mit Fieber, ich war zornerlich auf Ihnen, wegen — nun, Sie wissen schon was. Aber auf Divan war ich ruhiger und habe gedacht, ich war Sonntag nicht in Amerika, sondern in Deutschland. Und Sie haben mir nicht — Sie wissen schon was — getan nach amerikanischer Sitte, sondern nach deutsche, weil ich hatte vorher gesagt zu Ihnen: ist das ‚schmiegsam‘? Denn wenn Sie so getan hätten als Amerikaner, ich hätte Ihnen müssen verachten. So hatte es mir doch im Grunde gefallen sehr gut. Nicht wegen — Sie wissen schon was —, sondern wegen Ihre Person. Sie sind ein so guter und so kluger und so lustiger Mann, und so poetical. So glaube ich wenigstens. Meine Landsmänner sind sehr gute ‚businessmen‘, aber poetry kennen sie nicht. Darum habe ich heute morgen Telegramm geschickt an Mr. Johnstone. Er wollte heiraten mir, aber ich telegraphte an ihn, ich könnte es nicht. D, es tut mir so leid wegen ihn, er ist ein so guter, sehr guter Mensch.

Das ist die confession, Ich Ihnen machen wollte. Und nun kommt ein proposition.

Ich habe telephonierte mit dem Botschafter in Berlin heute morgen. Ich habe ihm gesagt, Ich habe getroffen einen Mann wie Sie, ein guter Professor für eine von unsere Universitäten in Geographie mit die besten Zeugnisse. Ob wir nicht Sie können rufen. Er meint, wir können.

Lieber Doktor. Kommen Sie morgen mittag zu mir, damit wir können besprechen das. Montag reise ich ab mit steamer. Am liebsten nähme Ich Ihnen gleich mit. Aber ich glaube, das ist für Ihren Geschmack zu amerikanisch. Deutsche Mädchen würden das nicht tun. Sie sind nicht so emanzipiert wie die Amerikanerinnen. Sie lieben es mehr, der Mann soll tun, und sie wollen sich lehnen an ihm. Sie sind ‚anschmiegsam‘. Aber ich kann es auch und wenn ich es nicht kann, will ich versuchen es zu lernen. Wir müssen beide

ein wenig tauschen unsere Ansichten. Ich muß werden ein bißchen mehr deutsch, und Sie ein bißchen mehr amerikanisch. Wollen Sie?

Aber ich bin auf andere Seite wieder schlecht. Ich habe gelügt und gestohlen. Ich habe der Landlady gesagt, Sie hätten gearbeitet solange und habe einen Brief von Ihnen genommen von die Erde, und das andere hat mir erzählt die Landlady.

So nun wissen Sie alles.

Ihre

Mice S. Granton.

P. S. Ich schäme mir, zu senden diesen Brief an Sie. Aber Ich sende ihn doch. — Und Ich muß Ihnen sagen noch eins. Ich habe geweinen, geweinen die ganze Sonntagnacht so schrecklich viel, weil ich Ihnen gesagt hatte, ich wollte sprechen kein Wort zu Ihnen. Und Sie hatten mich doch getragen durch Wind und Schmutz und alles.“

Als Doktor Jerum diesen Brief zu Ende gelesen hatte, mußte er zuerst nicht, wie ihm geschah. Beim zweitemal war ihm, als hörte er die Engel im Himmel singen, und beim drittemal drückte er die Hände vors Gesicht. Zwei große Tränen rannen durch seine Finger und leckten in das Spatenglas hinunter.

„Donner, Jerum, was ist Ihnen?“ fragte der Assessor erschrocken. „Schlechte Nachricht?“

„N—nein,“ sagte Jerum. „Es scheint — ich werde eine Berufung bekommen — nach Amerika — als eine Art — Austauschprofessor.“

